

Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen

Abstract

In dem Beitrag wird gegen die Arbitraritätsthese bei der Genuszuweisung im Deutschen argumentiert. Es wird davon ausgegangen, daß das Genus durch phonologische, morphologische und semantische Prinzipien motiviert wird. Solche Prinzipien werden exemplarisch vorgestellt. Es wird auch der Nachweis erbracht, daß die Kategorie Genus semantisch-pragmatisch zum Transport von Bedeutungen ausgenutzt wird. Schließlich wird in dem Beitrag der Versuch unternommen, das Motivationsniveau für die Genuszuweisung im gesamten nominalen Lexikon zu bestimmen. Zu diesem Zweck wird auf den Begriff „Entropie“ zurückgegriffen. Es stellt sich heraus, daß der ermittelte Entropiewert für das Gesamtsystem niedrig ist; d.h., daß der Grad der Ungewißheit für die Genuszuweisung im Deutschen insgesamt nur schwach ausgeprägt ist. Abschließend wird der Grad der Motiviertheit des Genussystems im Deutschen mit anderen nominalen Klassifikationssystemen und deren Motivierungsgrad verglichen.

1. Das Problem

Die Faszination, die von der Genuszuweisung im Deutschen ausgeht, und zwar für Kinder wie für Erwachsene, ist u.E. in dem sehr einprägsamen Liedchen der Sesamstraße aufgehoben. Da heißt es:

*Der, die, das,
Wer, wie, was,
Wieso, weshalb, warum?
Wer nicht fragt, bleibt dumm.*

Kinder lieben es, in Spielsituationen das Genus zuzuweisen. Erwachsene fragen sich, ob es nun *der* oder *das Teil*, *der*, *die* oder *das Joghurt* heiß, und sie sinnieren darüber, ob die Genusopposition bei *der Tag* und *die Nacht* oder *die Sonne* und *der Mond* motiviert ist und warum sich innerhalb eines situativen Zusammenhangs, wie etwa dem der Arbeit mit Küchenutensilien, kein einheitliches Genus etabliert hat; man denke an *der Löffel*, *die Gabel* und *das Messer*.

Manchmal bleibt es nicht bei der Faszination allein, etwa wenn 'Der Spiegel' den Ex-Bundespräsidenten Carstens dafür tadelt, *die Kleinmut* anstatt *der Kleinmut* gesagt zu haben. Gelegentlich wird die Genusunterscheidung auch für spezifische poetische Wirkungen ausgenutzt, etwa in der von Heinrich Heine beschriebenen Liebesaffäre zwischen einem Fichtenbaum (maskulin) und einer Palme (feminin):

*Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.*

*Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.*

Übersetzungen dieses Gedichts in das Englische geraten langweilig, solche in das Russische, wo beide Bäume feminin klassifiziert sind, oder Französische, wo beide Bäume maskulin klassifiziert sind, erhalten eine etwas eigenartige Konnotation. In allen Fällen wird – und hierauf hat schon Roman Jakobson verwiesen – der von Heine intendierte erotische Beigeschmack verwischt oder völlig geopfert. Offenkundig aber weist der Ansatz der sexus-basierten Herangehensweise an die Genuskategorisation eine Reihe von Problemen auf: Zum einen ist bei dieser Sichtweise eine unkontrollierbar große Anzahl kontextuell stimulierter Bedeutungsvarianten vorzusetzen, um das Genus eines jeden x-beliebigen Segments des nominalen deutschen Lexikons zu erklären. Zum anderen ist überhaupt nicht klar, was kontextuelle Bedeutungsvarianten mit einer zugrundeliegenden Sexusbedeutung zu tun haben sollen.

Die Enttäuschung darüber, daß die Erwartung einer konsistenten und transparenten semantischen Motivierung der Genuszuweisung sich nicht bestätigen ließ, führte zu der zweiten Herangehensweise in der modernen grammatischen Theoriebildung, nämlich zu der Annahme, die spezifische Genuszuweisung eines Nomens sei arbiträr.

Das Problem, ob die Mitgliedschaft eines spezifischen Nomens konzeptuell motiviert ist oder arbiträr erfolgt, kann in der sprachwissenschaftlichen Forschung auf eine mittlerweile ganz beachtliche Tradition zurückblicken, vgl. etwa Royen (1929), Fodor (1959), Wienold (1967), Köpcke (1982), Claudi (1985) und Zubin/Köpcke (in Vorb.). Grimm (1831) verfolgte bei seinen Überlegungen zum Genus die Grundidee, daß dem grammatischen Geschlecht sprachhistorisch die Kategorie Sexus vorausgegangen sei. Als Ergebnis eines „gigantischen Metaphorisierungsprozesses“ (Leiss 1994) wird ausgehend von Bezeichnungen für Menschen auch die gesamte unbelebte Welt sexualisiert.

„Das grammatische genus ist...eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände.“ (S. 345). „Das maskulinum scheint das frühere, größere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfan-

gende; das neutrum das erzeugte stoffartige, generellere, unentwickelte, kollektive." (Grimm 1831, S. 359)

Die Charakterisierung des Genus als metaphorische Ausdehnung von Geschlechtscharakteristika ist empirisch nicht haltbar, weder für das Deutsche noch für irgendeine andere indoeuropäische Genus-Sprache.

Die Position der Junggrammatiker auf die eher romantisierenden Überlegungen Grimms verfiel in das andere Extrem. Brugmann (1889) vertrat die Ansicht, daß Sexus von Genus abgeleitet worden ist und nicht umgekehrt und daß die Genuskategorisation, abgesehen von Geschlechtsunterscheidungen bei Bezeichnungen für Menschen jeglicher semantischer Basis entbehrt. Die Genuskategorien selbst würden ursprünglich auf die morpho-phonetische Form der Nomina zurückgehen. Viele dieser genusanzeigenden formalen Merkmale seien jedoch im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen.

Die Brugmannsche Position hat in der modernen Linguistik weite Anerkennung gefunden. Forschungen über die Kategorie Genus waren vor diesem Hintergrund dann auch meist auf morphologische und syntaktische Aspekte des Systems beschränkt, vgl. etwa Werner (1975), Hyman (1980) und Corbett (1988). In der modernen Linguistik werden nominale Klassifikationssysteme und insbesondere das Genus manchmal geradezu als paradigmatische Beispiele für die Arbitrarität der sprachlichen Struktur schlechthin analysiert.

Wir werden in diesem Aufsatz in partieller Übereinstimmung mit der Grimmschen Position versuchen zu zeigen, daß im nominalen Lexikon Wortfelder existieren, deren Genuszuweisung semantisch motiviert ist. Hierbei handelt es sich jedoch letztlich nicht um sexus-basierte Charakteristika. Neben den semantischen Mustern werden wir produktive formale Muster für die Genuszuweisung nachweisen. Schließlich wollen wir zeigen, daß im Lexikon Felder existieren, deren Genuszuweisung weder mit semantischen noch formal motivierten Mustern harmonieren. Insgesamt meinen wir beweisen zu können, daß die Genuszuweisung im Deutschen doch in bemerkenswertem Maße semantischen und formalen Organisationsprinzipien unterworfen ist. Dies wäre dann unsere Entgegnung auf die Brugmannsche Position, der sich auch heute noch viele „moderne“ Linguisten verpflichtet fühlen.

2. Prinzipien der Genuszuweisung

2.1 Formale Prinzipien

Arbitrarität wird gemeinhin für die monomorphematischen Nomina angenommen. Für derivierte Nomina ist bekannt, daß mit den meisten

Derivationssuffixen eine kategorische Genuszuweisung einhergeht; Femininum etwa bei *-ung* und *-heit/keit*, Maskulinum etwa bei *-ling* und Neutrum z.B. bei dem Zirkumfix *ge-.-e*. Die monomorphematischen Nomina sind noch einmal in polysyllabische und monosyllabische Nomina aufzuspalten. Bei den polysyllabischen Nomina korreliert eine spezifische Endung mit einer Genuszuweisung, etwa das auslautende Schwa mit dem Femininum (Typ *Kurve*) oder auslautendes *-en* mit dem Maskulinum (Typ *Wagen*) oder dem Neutrum, sofern Nullableitungen aus Infinitiven, also derivierte Nomina vorliegen (Typ *das Essen*). Das Problem reduziert sich damit gewissermaßen auf die Genuszuweisung zu den monosyllabischen Nomina.

Exemplarisch für formale genuszuweisende Prinzipien soll zunächst ein allgemeines Prinzip, das sogenannte *Konsonantenhäufungsprinzip*, vorgestellt werden. In Anschluß daran geht es um vier phonologische Prinzipien, die deutliche Korrelationen mit der Genuszuweisung aufweisen.

Das *Konsonantenhäufungsprinzip* besagt, daß mit steigender Konsonanzahl im Onset und in der Koda eines monosyllabischen Nomens die Tendenz einer maskulinen Genuszuweisung zunimmt, vgl. auch Zubin/Köpcke (1981) und Köpcke (1982). Tabelle 1 zeigt, daß der prozentuale Anteil der maskulin klassifizierten Nomina kontinuierlich mit zunehmender Konsonantenzahl in prä vokalischer oder postvokalischer Position ansteigt.

Tabelle 1: Korrelation zwischen der Anzahl der Konsonanten und der Genuszuweisung bei monosyllabischen Nomina

a)	Konsonanten im Onset	Nomina insgesamt	davon Mask. in Prozent	Beispiele
	0	57	46	Axt, Eis
	1	853	59	Mast, Tür
	2	505	73	Spaß, Brief
	3	51	82	Sproß, Strumpf
b)	Konsonanten in der Koda			
	0	77	43	Schuh, Brei
	1	753	63	Schuß, Tür
	2	503	74	Schutz, Halt
	3	73	77	Schurz (šurts/)
	4	4	–	Arzt (/artst/)

Neben diesem unabhängig von spezifischen Lautwerten wirkenden Prinzip gibt es eine Reihe spezifischer phonologischer Regelmäßigkeiten für die monosyllabischen Nomina, für die Korrelationen mit der Genuszuweisung nachgewiesen werden können.

- (1) [kn_#] → Mask.

Distribution: m: 14, f: 0, n: 1; andere Prinzipien: 0, Total: 15.

- (2) [š + K_#] → Mask.

Distribution: m: 144, f: 2, n: 8; andere Prinzipien: 13; Total: 167.

- (3) [#_Nasal(m, n, η) + K] → Mask.

Distribution: m: 75, f: 4, n: 11; andere Prinzipien: 17; Total: 107.

- (4) [#_(K) + Frikativ(f, ç, x) + t] → Fem.

Distribution: m: 4, f: 35, n: 0; andere Prinzipien: 16; Total: 55.

Die unter (1) und (2) abgedruckten Prinzipien operieren über den Anlaut, die Prinzipien unter (3) und (4) über die Koda. Wie die Prinzipien zu lesen sind, soll exemplarisch an (4) vorgeführt werden: Es gilt mit großer Wahrscheinlichkeit die feminine Genuszuweisung, sofern die Koda eines monosyllabischen Nomens auf Frikativ plus Verschuß auslautet. Diesem Auslautcluster kann fakultativ ein weiterer Konsonant vorausgehen. Prinzip (4) trifft auf insgesamt 55 monosyllabische Nomina zu; darunter finden sich 35 Feminina, wie etwa *Frucht*, *Luft*, *Kluft*, *Schicht*, und 4 als Ausnahmen zu wertende Maskulina. 16 Nomina erhalten ihr Genus aufgrund anderer, insbesondere semantischer Prinzipien, etwa bei Bezeichnungen für Menschen wie *der Knecht*, *der Wicht*.

Die eigentlich interessante Frage lautet nun, ob und wie diese und ähnliche Prinzipien mental repräsentiert sind, ob ihnen also so etwas wie eine psychologische Realität zugeschrieben werden darf. Wir haben hierzu ein Experiment mit erwachsenen Sprechern des Deutschen durchgeführt, vgl. Köpcke/Zubin (1983). Die Sprecher hatten die Aufgabe, Kunstwörtern, die der deutschen Phonotaktik entsprachen, ein Genus zuzuweisen. Die Kunstwörter wurden mit jeweils zwei Genusalternativen vorgelesen, dabei wurde sowohl die Wahl der Genusalternativen selbst wie auch ihre Reihenfolge systematisch ausgetauscht. Für das Konsonantenhäufungsprinzip und die phonologischen Prinzipien (1) bis (4) gelten die in Tabelle 2 abgedruckten Ergebnisse.

Tabelle 2: Ergebnisse des Kunstwortexperiments für das Konsonantenhäufungsprinzip und die phonologischen Prinzipien (1) bis (4)

	Muster	beteiligte Muster	Testwörter	Prognose	Genuszuw. + -		%-Anteile der +Fälle
(1)	[kn.#]	1	4	m	29	11	66%
	[š+K.#]	1	4	m	24	16	
(2)	[KK_KK]	1	4	m	27	13	68%
(3)	[kn_KK]	2	2	m	15	5	73%
	[š+K_KK]	2	2	m	14	6	
(4)	[kn_Nas+K]	3	2	m	15	5	80%
	[š+K_Nas+K]	3	2	m	17	3	
(5)	[#_ft]	1	2	f	14	6	73%
	[#_xt]	1	2	f	15	5	

Alle in der Tabelle abgedruckten Ergebnisse sind signifikant, die für die Zeilen (1) und (2) auf dem .05 Niveau und die für die Zeilen (3) bis (5) auf .01 Niveau. Die Prognosen werden also von den Versuchspersonen eingelöst. Am interessantesten an diesen Ergebnissen ist aber die Beobachtung, daß die Prinzipien offenbar kumulieren können. Während für die beiden ersten Zeilen, die jeweils die Anwendung nur einer Regel in (1) bzw. des Konsonantenhäufungsprinzips in (2) betreffen, nur Werte von 66% und 68% erzielt werden, steigt in Zeile (3) der prozentuale Anteil der entsprechend zur Prognose getroffenen Entscheidungen der Versuchspersonen auf 73% an. Bei den Kunstwörtern der Zeile (3) sind immer zwei Prinzipien beteiligt, nämlich die Anlautprinzipien aus Zeile (1) und das Konsonantenhäufungsprinzip aus Zeile (2). Die Testitems der vierten Zeile vereinigen drei Prinzipien auf sich, nämlich zusätzlich zu den eben genannten noch das Auslautprinzip 'Nasallaut + Konsonant'. Wiederum steigt der prozentuale Anteil der entsprechend zur Prognose getroffenen Entscheidungen an, und zwar auf nunmehr 80%. Die Ergebnisse in Zeile (5) zeigen, daß das Auslautprinzip 'Frikativlaut + Ver-

schluß', mit dem die feminine Genuszuweisung assoziiert wird, dieselbe Stärke aufweist, wie die Kumulation zweier Prinzipien in (3). Überhaupt gilt ganz generell, daß Auslautprinzipien insgesamt etwas bessere Ergebnisse erzielen als Anlautprinzipien, vgl. Köpcke/Zubin (1983). Für den Fall einer Konkurrenz zwischen einem Anlaut- und Auslautprinzip obliegt im allgemeinen das Auslautprinzip, etwa bei *Schrift*, wo trotz des maskulinen Anlauts ([š+K_#]→m) das Femininum gilt. Offensichtlich erscheint es vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse gerechtfertigt, den Prinzipien psycholinguistische Realität zuzuschreiben.

2.2 Semantische Prinzipien

Nachfolgend soll es wieder um natürliche Nomina gehen, also solche, die nicht nur eine Ausdrucks- sondern auch eine Inhaltsseite haben. Wir kommen damit zu den semantischen Charakteristika der Nomina und einer damit einhergehenden Genuszuweisung. Die Klassifikation der Nomina auf der Grundlage semantischer Eigenschaften ist selbstverständlich nicht durch ausdrucksseitige Merkmale der Nomina beschränkt; die folgenden Prinzipien beziehen sich demzufolge nicht nur auf monosyllabische Nomina.

Es ist allgemein bekannt, daß mit einem auslautenden Schwa, sofern die obliquen Kasus nicht auf /n/ gebildet werden, wie etwa bei *der Junge – des Jungen*, fast immer das Femininum assoziiert wird. Allerdings ist es keineswegs immer der Fall, daß ein spezifisches auslautendes Segment, auch wenn es häufig auftritt, immer mit einer spezifischen Genuszuweisung zusammenfällt. Dies soll beispielhaft an den Nomina vorgeführt werden, die ausdrucksseitig mit unbetontem /i/ auslauten, etwa *das Kali*, *der Chianti*, *das Maori* und *die Kiwi*. Obwohl im Lexikon etwas mehr als 200 Nomina diesen Auslaut aufweisen, ist die Distribution der Nomina über die drei Genera weit davon entfernt, einheitlich zu sein. Es gilt: m = 97, f = 27 und n = 79. Eine genauere Analyse der Nomina zeigt jedoch, daß fast alle durch semantische Prinzipien erklärt werden können. U.a. sind die folgenden semantischen Prinzipien hier von Bedeutung (ausführlicher hierzu Zubin/Köpcke (in Vorb.)):

- (1) Prinzip des natürlichen Geschlechts → m/f
Beispiele: *Rabbi*, *Bubi*, *Kadi*, *Mutti*, *Omi*, *Lady*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Knecht*, *Mann*, *Frau*, *Braut* usw.
- (2) Bezeichnungen für alkoholische Getränke → m
Beispiele: *Martini*, *Chianti*, *Brandy*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Schnaps*, *Wodka*, *Sekt* usw.

- (3) Bezeichnungen für chemische Grundstoffe und Substanzen → n
Beispiele: *Kali, Alkali*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Brom, Eisen, Chlor* usw.
- (4) Bezeichnungen für Spiele → n
Beispiele: *Hobby, Derby, Hockey*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Schach, Halma, Whist* usw.
- (5) Bezeichnungen für kalendarische Angaben → m
Beispiele: *Juni, Juli*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Januar, Herbst, Winter, Mittwoch* usw.
- (6) Bezeichnungen für Farben → n
Beispiele: *Khaki, Uni*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Rot, Gelb, Ocker, Azur* usw.
- (7) Bezeichnungen für Früchte → f
Beispiele: *Kiwi, Peperoni*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Birne, Mango, Melone* usw.
- (8) Bezeichnungen für Sprachen → n
Beispiele: *Pali, Maori, Hindi*, wie auch solche ohne unbetontes /i/ im Auslaut, etwa *Deutsch, Schwedisch* usw.

Wie eben gezeigt, muß eine spezifische Endung nicht notwendig mit einer einheitlichen Genuszuweisung einhergehen. Analog kann es sich auch für Nomina verhalten, die demselben semantischen Feld angehören. Intuitiv würde man in einem solchen Fall eine einheitliche Genusklassifikation erwarten. Auch dies trifft nicht immer zu: Nomina, die beispielsweise das semantische Merkmal „Körperteilbezeichnung“ miteinander teilen, haben keineswegs alle ein übereinstimmendes Genus.

Tabelle 3: Genuszuweisung bei Körperteilbezeichnungen

maskulin	feminin	neutral
Arm, Finger,	Brust, Nase,	Auge, Haar,
Nerv, Knochen,	Faust, Wange,	Becken, Knie,
Zeh, Mund,	Hand, Scham,	Bein, Kinn,
Zahn, Schwanz usw.	Stirn, Schulter usw.	Ohr, Herz usw.

Bei den Nomina dieser Aufzählung handelt es sich ausnahmslos um Mitglieder des Kernwortschatzes. Interessanterweise verletzen viele der genannten Nomina formale Prinzipien. So gilt etwa für *die Stirn* sowohl das Konsonantenhäufungsprinzip wie auch das oben vorgestellte phonologische Prinzip (2). Aufgrund dieser beiden Prinzipien hätte hier statt des Femininums das Maskulinum gelten müssen. Für *die Hand* gilt das schon genannte phonologische Prinzip (3), demzufolge dieses Nomen eigentlich

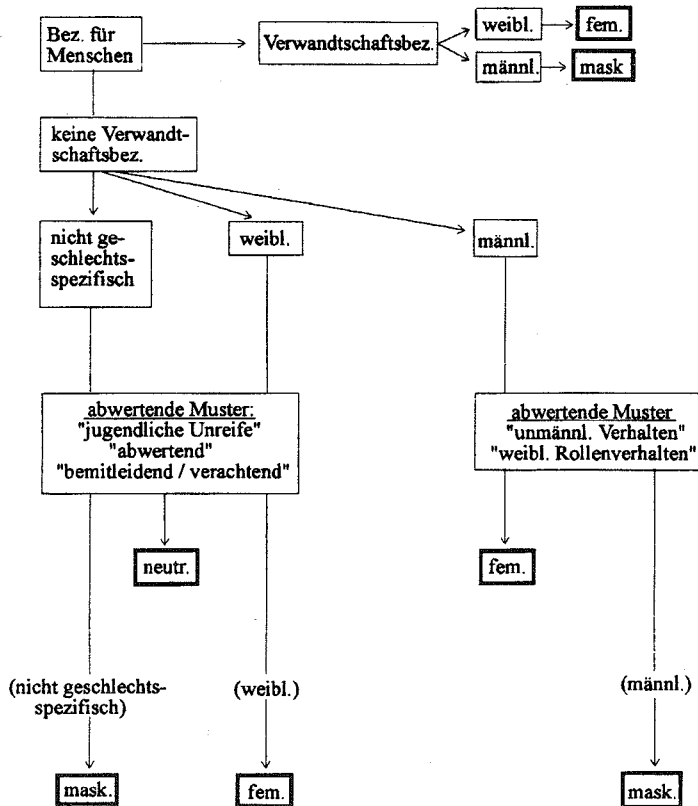
ebenfalls maskulin klassifiziert sein sollte und für das Auge schließlich gilt, daß Schwa-Auslauter feminin sein sollten. Wahrscheinlich können diese Nomina ihr spezifisches, in gewissem Sinne abweichendes Genus nur konservieren, weil sie sehr frequent sind, täglich verwendet und zudem im Spracherwerb früh erworben werden. In diesem Sinne handelt es sich bei diesen Nomina um Mitglieder des Kernwortschatzes. Zudem sollte nicht vergessen werden, daß es eine der wesentlichen Funktionen des Genus ist, Eindeutigkeit bei der pronominalen Referenz zu gewährleisten. Die textverweisende und Kohärenz sichernde und ermöglichende Funktion des Genus macht es gerade bei solchen Wortfeldern, für die man vermuten kann, daß in einer kommunikativen Situation im allgemeinen auf mehr als ein Mitglied verwiesen wird, sinnvoll, möglichst große Heterogenität anstatt Homogenität bei der Genuskategorisation zu haben. Erst so wird effektive pronominale Referenz ermöglicht, vgl. hierzu Köpcke/Zubin (1984).

Nachfolgend soll es um Bezeichnungen für Menschen gehen, wir greifen damit die eingangs vorgestellte Auffassung von Grimm über die Einheit von Sexus und Genus wieder auf, vgl. ausführlich hierzu Zubin/Köpcke (in Vorb.). Gerade die defektive Korrespondenz zwischen Sexus und Genus, wie etwa bei *das Mädchen* und *das Weib*, muß immer wieder als Evidenz für die vermeintliche semantische Arbitrarität bei der Genuszuweisung im Deutschen herhalten. Ausgangspunkt für unsere Überlegungen soll das *Prinzip des perzipierten Geschlechts* sein. Dieses Prinzip ist in zwei Teile untergliedert und besagt folgendes:

1. Wenn ein Nomen noch keine stabile Genuszuweisung erhalten hat, etwa bei spontanen Entlehnungen, der Referent aber als weiblich bzw. männlich wahrgenommen wird, dann wird das feminine bzw. maskuline Genus zugewiesen.
2. Wenn der Referent als Mensch perzipiert wird und gleichzeitig nicht hinsichtlich des natürlichen Geschlechts unterschieden wird, dann erfolgt die maskuline Genuszuweisung.

In dieses *Prinzip des perzipierten Geschlechts* sind auch Nomina mit abweichender Genuszuweisung eingebettet, die sich jedoch zu spezifischen semantischen Gruppen zusammenschließen. Bei der Diskussion von Abbildung 1 soll von der Verzweigung nach rechts zu den Verwandtschaftsbezeichnungen abgesehen werden; hier werden kategorisch das Femininum und das Maskulinum entsprechend zum natürlichen Geschlecht des Referenten zugewiesen.

Abbildung 1: Genuszuweisung bei Bezeichnungen für Menschen



Für Nomina, bei denen es sich nicht um Verwandschaftsbezeichnungen handelt und die auf Menschen referieren, ohne explizit das natürliche Geschlecht zu kennzeichnen, gilt das Maskulinum, etwa *der Professor, Beamte, Spion, Nachbar, Gast, Feind*. Solche Nomina, die gerade das natürliche Geschlecht des Referenten kennzeichnen sollen, werden entsprechend hierzu als Maskulinum oder Femininum klassifiziert, z.B. *der Mann, Greis, Kerl* bzw. *die Frau, Dame, Braut*. Dieses Prinzip findet ebenfalls Anwendung für Nomina, die auf Frauen in ihrer beruflichen Eigenschaft referieren. Hier kann, muß aber nicht in allen Fällen ein De-

rivationssuffix auftreten: *die Beamtin, Sekretärin, Ärztin* aber *Nonne, Magd, Krankenschwester*.

Neben diesen sehr transparenten Prinzipien gibt es eine Reihe anderer, bei denen immer das Konzept der *Abwertung* auftritt, vgl. Mathiot (1979). Die neutralen Pejorativa für Frauen sind Nomina mit herabsetzender oder bemitleidender Bedeutung, etwa *das Weib, das Mensch, das Frauenzimmer*. Bedeutsam ist die Tatsache, daß Nomina, die auf Männer, Jungen, Verwandtschaftsverhältnisse und Frauen in ihrer sexuellen Funktion referieren, niemals eine Abwertung via Genuszuweisung erfahren. Darüber hinaus wird das Neutrum bei Bezeichnungen für Kinder gebraucht, um „Unreife“ zu signalisieren, etwa *das Kind, das Baby, das Wurm*. Wenn spezifisch Männer einem abwertenden Muster unterworfen werden sollen, dann geschieht dies niemals durch das Neutrum; sehr wohl aber gibt es eine Reihe Feminina, die sich auf Männer beziehen, die „unmännliche“ Verhaltensweisen zeigen: *die Tunte, die Schwuchtel, die Memme*.

Insgesamt sollte deutlich geworden sein, daß das Genus in spezifischen Kontexten Bedeutung transportiert, etwa wenn bei Bezeichnungen für Menschen abwertende Konnotationen impliziert sind. Es sei in diesem Zusammenhang noch einmal an das eingangs schon erwähnte Gedicht von Heinrich Heine erinnert.

Die These, daß die Kategorie Genus semantisch-pragmatisch dafür ausgenutzt wird, Bedeutungen zu transportieren, läßt sich auch bei der Klassifikation der belebten Welt in Relation zum Menschen bestätigen. Grundlage für die nachfolgende Diskussion ist das ethnozoologisch oder anthropozentrisch organisierte Kontinuum in Abbildung 2, vgl. ausführlicher Zubin/Köpcke (in Vorb.).

Abbildung 2: Ethnozoologisches (anthropozentrisches) Kontinuum. (m*/f zeigt an, daß das Mask. das Default-Genus ist. Das heißt aber nicht, daß die Anzahl der Maskulina hier dominiert.)

maximal menschenähnlich				geringste Ähnlichkeit mit Menschen			
m	m	m(f)	m*/f		f(m)		
←							→
<u>Mensch</u>	<u>Affen</u>	<u>Säugetier</u>	<u>Vögel/</u>	<u>Reptilien</u>	<u>Schlangen</u>	<u>Insekten</u>	<u>Weichtiere</u>
<u>gener.</u>	<u>Raubtiere</u>		<u>Fische</u>				
Zeuge	Schimp.	Elephant	Fasan	Alligator	Viper	Hummel	Assel
Nachbar	Makak	Hamster	Specht	Lurch	Python	Laus	Schnecke
Athlet	Orang-U.	Fuchs	Barsch	Frosch	Kobra	Fliege	Krake
							(m/f)
		Giraffe	Lerche	Unke		Käfer	Egel
			Taube	Echse			

Das Kontinuum zeigt einen allmählichen Wechsel von der dominant maskulinen Genuszuweisung hin zur dominant femininen, und zwar in dem Maße, wie bei der Bezeichnung von Tieren mit dem Menschen gemeinsame Charakteristika in den Hintergrund treten. Solange generische Bezeichnungen für Menschen und Bezeichnungen für Affen und Raubtiere vorliegen, wird maskulin klassifiziert; bei Säugetieren überwiegt das Maskulinum, jedoch tritt gelegentlich das Femininum auf. Hierbei handelt es sich meist um Nomina auf Schwa im Auslaut. Sehr viel häufiger erscheint das Femininum bei Bezeichnungen für Vögel, Fische und Reptilien. Für diese Gruppen ist das Maskulinum das Default-Genus, da alle Nomina dieser Gruppen, die ein hiervon abweichendes Genus aufweisen, spezifisch phonologisch markiert sind, etwa durch Schwa, wie bei *Unke* und *Echse* oder durch *-il*, wie bei *das Krokodil*. Bei Bezeichnungen für Schlangen, Insekten und Weichtiere, also im Bereich der Peripherie des ethnozoologischen Kontinuums, ist das Femininum das dominante Genus. Nur vereinzelt finden sich hier noch Maskulina. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Annahme, daß das Genus in spezifischen Kontexten als bedeutungstragende Kategorie ausgenutzt wird, kann nun als Generalisierung über einige hundert Nomina hinweg festgehalten werden, daß das Deutsche im Kontext der Klassifikation der belebten Welt das Femininum dafür ausnutzt, um Distanz zum Menschen auszudrücken. Komplementär hierzu dient das Maskulinum dazu, Nähe zum Menschen auf einem anthropozentrischen Kontinuum zu signalisieren.

Soviel zu den Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. Insgesamt meinen wir zeigen zu können, daß die Genuszuweisung keinesfalls arbiträr ist, allerdings ist sie auch nicht, wie Grimm glaubte, auf eine Grundopposition von männlich/weiblich zurückzuführen. Vielmehr ist davon auszugehen, daß im nominalen Lexikon so etwas wie ein semantischer Kern und eine Vielzahl formal oder semantisch motivierter Felder existieren. Für manche der semantisch motivierten Felder läßt sich nachweisen, daß die Kategorie Genus dafür ausgenutzt wird, Bedeutung zu transportieren.

3. Zur Bestimmung des Motivierungsgrades für das Gesamtlexikon

Nach diesen „Tiefbohrungen“ in die motivationale Struktur der Genuszuweisung im Deutschen ist natürlich zu fragen, wie charakteristisch die beschriebenen motivationalen Eigenschaften für das Gesamtsystem sind. Manche Sprachen, wie etwa das Englische, haben ein nominales Klassifikationssystem, das semantisch in dem Sinne transparent ist, daß die Nomina auf der Grundlage ihrer zentralen Bedeutung der *he-*, *she-* oder *it-*Klasse zugewiesen werden. Andere Sprachen, wie etwa das Spanische, sind entlang eines morphologisch transparenten Systems organisiert, da hier die meisten Nomina auf der Basis phonologischer Merkmale des Stammes dem Maskulinum oder Femininum zugeordnet werden können. Im Deutschen gibt es für die nominale Klassifikation ein erheblich reduzierteres Motivationsniveau. Weder aber ist das Genus eines Nomens immer völlig vorhersagbar, noch ist die Genuszuweisung arbiträr. Das Verhältnis von Motiviertheit einerseits und Arbitrarität andererseits schwankt, je nachdem in welchem spezifischen Teil des nominalen Lexikons man sich gerade befindet. Benötigt wird also ein Maß für den Grad der Ungewißheit hinsichtlich der Genuszuweisung, und zwar nicht nur hinsichtlich spezifischer lexikalischer Felder, sondern über das gesamte nominale Lexikon hinweg betrachtet. Wir haben uns dazu entschlossen, in diesem Zusammenhang von „Entropie“ zu sprechen.

Ein geringer Grad an Entropie, also keine Ungewißheit hinsichtlich der Klassifikation, liegt vor, wenn das Genus aufgrund produktiver Prinzipien zugewiesen wird, wie etwa im Spanischen. Wir wollen in einem solchen Fall den Wert „5“ zuweisen. Auch im nominalen Lexikon des Deutschen gibt es solche Segmente, beispielsweise die Derivationsuffixe und die damit häufig einhergehende Genuszuweisung.

Etwas weniger gering ist der Entropie-Wert, wenn es sich um die Klassifikation großer semantischer Felder handelt, für die nur begrenzte Produktivität gilt und innerhalb derer auch einige Ausnahmen nachgewiesen

werden können. Man denke etwa an die Klassifikation von Früchten, die zwar im allgemeinen feminin ist, zu der aber auch Ausnahmen existieren, nämlich *Apfel* und *Pfirsich*. In diesen Fällen soll der Wert „vier“ gelten.

Höher ist der Entropie-Wert, wenn es sich um größere Cluster von Nomina handelt, etwa um Bezeichnungen für offene Wasserflächen, die zu femininer Klassifikation tendieren. Es gibt aber eine Reihe von Ausnahmen und der Produktivitätsgrad ist vergleichsweise gering. Der Grad der Ungewißheit hinsichtlich der Genusklassifikation nimmt zu. Wir vergeben hier den Wert „drei“.

Der Wert „zwei“ wird zugewiesen, wenn es sich um kleinere Cluster handelt und ein Default-Genus in einem gemischtklassifizierten Feld zugewiesen wird, etwa das Maskulinum bei Vogelnamen. Die Unsicherheit bei der Genuszuweisung ist in solchen Fällen schon relativ groß.

Ein hohes Maß an Entropie, und damit Ungewißheit gilt, wenn die Genuszuweisung lediglich auf der Basis von Analogien vorgenommen wird, etwa *der/das Juwel* zu *der Edelstein* bzw. *das Schmuckstück*. In solchen Fällen soll der Wert „eins“ gelten.

Der höchste Entropie-Wert, wir vergeben hier eine „null“, liegt schließlich vor, wenn für die Genuszuweisung eines Nomens überhaupt keine motivationale Basis mehr nachgewiesen werden kann. Hier herrschte dann das Chaos, die Genuszuweisung wäre arbiträr.

Das Ausmaß der Entropie im Gesamtsystem haben wir durch die Analyse von zwei Querschnitten durch das gesamte nominale Lexikon bestimmt. In einem ersten Querschnitt, bei dem jeweils der erste nominale Eintrag auf jeder Seite des Duden-Universalwörterbuchs gezählt wurde, wurde die Bedeutung der Morphologie bestimmt. Ergebnis: In nahezu 65% aller Fälle reduziert sich das Problem der Genuszuweisung auf die genuszuweisenden Eigenschaften einer relativ kleinen Anzahl von Derivationsaffixen.

Der zweite Querschnitt setzte sich aus den zurückgebliebenen Simplicia des ersten Querschnitts zusammen. Hier wurden nun durch die Anwendung der oben vorgestellten und ähnlicher Zuweisungsprinzipien für jedes Nomen die Entropie-Werte ermittelt. Der Beitrag, den die einzelnen Nomina zur Gesamtentropie des Systems beitragen, ist sehr unterschiedlich. Das Genus mancher Nomina ist aufgrund eines Summeneffekts verschiedener genuszuweisender Prinzipien hochgradig determiniert, etwa *der Knall* durch die Addition des semantischen Merkmals „punktuell“ mit dem oben vorgestellten Anlautprinzip /kn/. Beide Effekte sorgen für eine maskuline Genuszuweisung und in diesem Fall für sehr niedrige

Entropie. Für manche Nomina konnten keine Prinzipien gefunden werden, und gelegentlich operierten die Prinzipien sogar entgegen der im Lexikon festgelegten Genuszuweisung. Andererseits jedoch, und dies ist weitere Evidenz für die Tragfähigkeit unserer Prinzipien, korrespondieren solche Fälle meistens mit einer Genusschwankung. Insgesamt können wir die Genuszuweisung von gut 90% des nominalen Wortschatzes mehr oder weniger verlässlich erklären. Hinsichtlich der Gesamtentropie für die Simplicia des Lexikons haben wir den Wert „4“ ermitteln können. Dieser Wert rangiert auf dem zweiten der oben beschriebenen Niveaus. Mit anderen Worten, der Entropiewert für das Gesamtsystem ist niedrig, damit ist der Grad der Ungewißheit für die Genuszuweisung im Deutschen nur schwach ausgeprägt. Das System der Genuszuweisung im Deutschen ist somit, wenn wir uns ein Kontinuum mit den beiden Extrempunkten determiniert einerseits und chaotisch andererseits vorstellen, sehr viel näher am Determinismus als am Chaos.

4. Bemerkungen zur typologischen Einordnung des Genus im Deutschen

Welche typologischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es nun zwischen einem Genussystem und anderen nominalen Klassifikationssystemen? Eine mögliche Antwort auf diese Frage erhielte man sicherlich bei der Gegenüberstellung der jeweiligen morpho-syntaktischen Differenzen von nominalen Klassifikationssystemen. Dixon (1982) unterscheidet zwischen nominalen Klassensystemen und numeralen Klassifizierungssystemen. Während sich der erste Typ durch eine geschlossene Anzahl von Klassen und die obligatorische Klassifikation aller Nomina, die sich irgendwo außerhalb des Nomens selbst manifestiert, auszeichnet, gilt für den zweiten Typ eine offene – oder zumindest große – Zahl von Klassen und eine wenigstens in einigen grammatischen Kontexten optionale Kreuzklassifikation der Nomina.

Anstatt morphosyntaktische Differenzen weiterzuverfolgen, soll nachfolgend ein Vorschlag skizziert werden, der die verschiedenen Klassifikationssysteme hinsichtlich ihres kognitiven Organisationsgrades oder des Ausmaßes ihrer Motivierung zu typologisieren versucht. Wir wollen uns dabei ausschließlich auf die semantische Motivierung beschränken, von formalen Motivierungsprinzipien soll ausdrücklich abgesehen werden.

Die Unterscheidung von Dixon hat in bezug auf unsere Überlegungen für die kognitive Organisation der Klassifikation zumindest zwei Konsequenzen:

1. Da die Genussysteme die Klassifikation der Nomina obligatorisch vorschreiben, muß jedes neue Nomen sofort klassifiziert werden, auch dann, wenn es den Klassifikationskriterien des Systems nicht entspricht. Das kann dazu führen, daß zusätzlich zu einer semantischen Basierung der Klassifikation phonetische und derivationelle Kriterien relevant werden, oder daß so etwas wie eine Restklasse entwickelt wird.
2. Genussysteme zeichnen sich typischerweise durch eine sehr kleine und fixierte Anzahl von Klassen aus. Das bedeutet, daß dieselben Klassenmarkierer für verschiedene und sehr unterschiedliche semantische Felder verwendet werden müssen. Mit anderen Worten: Genussysteme haben die Tendenz, viele verschiedene semantische Konzepte durch dieselbe formale Markierung abzubilden, während numerale Klassifikationssysteme, eben weil sie mit offenen Klassen operieren, dahin tendieren, eine 1:1-Korrespondenz zwischen Klassifizierer und dem jeweiligen Konzept zu etablieren.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen soll nun ein Kontinuum skizziert werden, das von hochgradig semantisch motiviert bis hin zum Chaos reicht. Die hierzu verwendeten Niveaus 1 bis 6 lassen sich als Grade der Entropie für die Klassifikationssysteme begreifen.

Niveau 1: Hier gilt geringe Entropie und damit eine hohe Wahrscheinlichkeit der korrekten Vorhersage. Die Klassenzuordnung erfolgt auf der Basis nur eines oder weniger Merkmale. Solche Systeme sind so transparent, daß sie kaum als Klassifikationssysteme verstanden werden. Im Englischen etwa werden die Pronomina auf der Basis des perzipierten Sexus der Entität, auf die sie referieren, ausgewählt. Von der rudimentär vorhandenen affektiven Klassifikation mit *she* von Autos, Maschinen und Booten durch spezifische Sprachbenutzergruppen sehen wir hier ab.

Niveau 2 betrifft die Einordnung der Nomina in Klassen auf der Grundlage prototypischer Eigenschaften. Alle Mitglieder einer spezifischen Klasse teilen eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, gleichwohl sind die Ähnlichkeiten immer nur partiell. Dieses Muster ist charakteristisch für die Formklassifizierer im Mandarin. Ein- und zweidimensionale Objekte werden in Abhängigkeit von Form, Stärke, Funktion verschiedenen Klassen zugewiesen. In die *chang*-Klasse etwa werden zweidimensionale Objekte eingeordnet; das bedeutet aber nicht, daß beispielsweise die Konsistenz der Objekte identisch ist, noch daß es sich notwendig um sehr dünne oder flache Objekte handeln muß. Zudem gilt, daß nicht alle zweidimensionalen Objekte dieser Klasse zugeordnet werden, insofern ist die Mitgliedschaft in dieser Klasse nicht vollständig prognostizierbar.

Niveau 3 zeichnet sich durch das Vorhandensein eines semantischen Kerns und radialer Strukturen aus, so daß die Klassenmitgliedschaft über die Beziehung zum Kern definiert wird. Dabei können die Klassenmitglieder an ganz unterschiedliche radiale Gelenkstücke der Gesamtstruktur angebunden sein. Das führt dazu, daß die Klassenmitglieder ohne den Rückgriff auf die zugrundeliegende radiale Struktur keine Ähnlichkeiten miteinander aufweisen. Der Japanische Numeralklassifizierer *hon* ist durch die Arbeiten von Downing (1986) und Lakoff (1987) ein bekanntes Beispiel für diesen Typ geworden. Zum Geltungsbereich von *hon* gehören primär eindimensionale in der Hand zu haltende Objekte. Die radiale Ausdehnung vollzieht sich folgendermaßen:

- durch die *Nadel* auf die *Spritze*;
- durch den *Telefonhörer* auf die *Telefonleitung* und von da auf den *Telefonanruf*;
- durch den *Baseballschläger* auf den *home run* usw. usf.

Spritzen, *Telefonleitungen*, *Telefonanrufe* und *home runs* weisen untereinander keine semantischen Ähnlichkeiten auf; sie werden jedoch mittels der radialen Pfade zu demselben semantischen Kern miteinander in Beziehung gesetzt.

Niveau 4: Auf diesem semantischen Organisationsniveau findet man viele Genussprachen, auch das Deutsche. Zwar gibt es, wie oben ausführlicher dargestellt, einen semantischen Kern, aber keine radialen Strukturen, die das Kernkonzept in das Lexikon hinein ausdehnen. Als Folge davon entstehen viele untereinander unverbundene semantisch basierte „Miniklassen“. Das ist nicht nur charakteristisch für das Deutsche, sondern übrigens auch für die Bantusprachen. Im Deutschen gibt es, wie oben gezeigt, einen auf das natürliche Geschlecht gegründeten semantischen Kern, aber um diesen Kern gibt es eine Vielzahl semantischer Strukturierungen, die mit dem Kern nichts zu tun haben.

Niveau 5 ist dadurch charakterisiert, daß auch der semantische Kern verloren gegangen ist. Die grammatisch definierten Klassen weisen eine Vielzahl semantischer Cluster auf, von denen aber keines dominiert, geschweige denn als Basis für die anderen identifiziert werden kann. Genau dies scheint für das Neutrum im Deutschen zu gelten. Es ist damit vergleichbar der sogenannten „Restklasse“ im Dyirbal, einer Ureinwohnersprache Australiens, vgl. Dixon (1982).

Niveau 6 ist nur theoretisch anzunehmen, insofern handelt es sich um ein Gedankenexperiment. Nehmen wir einmal an, daß nicht nur der semantische Kern und die radialen Gelenkstücke verlorengegangen sind, sondern auch der Rest einer semantischen Substruktur. Wäre dies dann

überhaupt noch eine für den Menschen lernbare und speicherbare kognitive Struktur? Wir behaupten, daß eine solche semantische Unstruktur nicht überdauern kann und prognostizieren drei Auswege:

1. Das System weist sehr starke phonologische Korrelate auf und wird als Deklinationssystem reinterpretiert; eine Vorstellung, die auf das Russische zuzutreffen scheint;
2. Klassenmarkierungen werden als phonologische Bestandteile des Nomens reinterpretiert, das grammatische Klassifikationssystem verschwindet vollständig; ein Prozeß, der für eine Reihe von Bantu-Sprachen angenommen wird, vgl. Denny/Creider (1986); und schließlich
3. die Motivierung der Klassenmitgliedschaft der Nomina fällt auf völlig transparente Klassifikationsprinzipien zurück, etwa auf das Prinzip des natürlichen Geschlechts. Genau das scheint beim Übergang vom Mittenglischen zum frühen Neuenglischen der Fall gewesen zu sein.

Literatur

- Brugmann, K. (1889): Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen. In: Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft 4, S. 100-109.
- Carey, S. (1978): The child as word learner. In: Halle, M./Bresnan, J./Miller, G.A. (Hg.): Linguistic Theory and Psychological Reality. Cambridge, Mass.
- Claudi, U. (1985): Zur Entstehung von Genussystemen. Überlegungen zu einigen theoretischen Aspekten, verbunden mit einer Fallstudie des Zande. Hamburg.
- Corbett, G.G. (1988): Gender in Slavonic from the standpoint of a general typology of gender systems. In: Slavonic and East European Review 66, S. 1-20.
- Denny, J.P./Creider C.A. (1986): The semantics of noun classes in Proto-Bantu. In: Craig, C. (Hg.): Noun Classification and Categorization. Philadelphia. S. 217-239.
- Dixon, R.M.W. (1982): Where have all the adjectives gone? and other essays in semantics and syntax. Berlin.
- Downing, P. (1986): The anaphoric use of classifiers in Japanese. In: Craig, C. (Hg.): Noun Classification and Categorization. Philadelphia. S. 345-375.
- Fodor, I. (1959): The origin of grammatical gender. In: Lingua 8, S. 1-41 und S. 186-214.
- Grimm, J. (1831): Deutsche Grammatik. 3. Teil. Göttingen.
- Hyman, L.M. (Hg.) (1980): Noun Classes in the Grassfields Bantu Borderland. Southern California Occasional Papers in Linguistics 8. Los Angeles: Department of Linguistics, University of Southern California.

- Köpcke, K.-M. (1982): Untersuchungen zum Genusystem der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Köpcke, K.-M./Zubin, D. (1983): Die kognitive Organisation der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 11, S. 166-182.
- Köpcke, K.-M./Zubin, D. (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen: Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: *Linguistische Berichte* 93, S. 26-50.
- Lakoff, G. (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories reveal about the Mind*. Chicago.
- Leiss, E. (1994): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. In: *Linguistische Berichte* 152, S. 281-300.
- Mathiot, M. (Hg.) (1979): *Ethnolinguistics: Boas, Sapir and Whorf Revisited*. The Hague. (Contributions to the Sociology of Language, 27).
- Ronneberger-Sibold, E. (1994): *Die Lautgestalt neuer Wurzeln. Kürzungen und Kunstwörter im Deutschen und Französischen*. Habilitationsschrift (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau).
- Royen, G. (1929): *Die nominalen Klassifikations-Systeme in den Sprachen der Erde. Historisch-kritische Studie, mit besonderer Berücksichtigung des Indogermanischen*. Wien. (Linguistische Anthropos-Bibliothek; 4).
- Werner, O. (1975): Zum Genus im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 3, S. 35-58.
- Wienold, G. (1967): *Genus und Semantik*. Meisenheim am Glan.
- Zipf, G.K. (1949): *Human Behavior and the Principle of Least Effort*. Cambridge, Mass.
- Zubin, D./Köpcke, K.-M. (1981): Gender: A less than arbitrary grammatical category. In: R. Hendrick et al. (Hg.): *Proceedings of the Chicago Linguistics Society* 17. S. 439-449.
- Zubin, D./Köpcke, K.-M. (1984): Affect classification in the German gender system. In: *Lingua* 63, S. 41-96.
- Zubin, D./Köpcke, K.-M. (1986): Gender and folk taxonomy: The indexical relation between grammatical and lexical categorization. In: Craig, C. (Hg.): *Noun Classification and Categorization*. Philadelphia. S. 139-180.
- Zubin, D./Köpcke, K.-M. (in Vorb.): *The Irrgarten: Natural classification in the German gender system and the noun-classifying languages of the world*. Chicago.